

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Aus dem Oldenburger Lande**

**Bucholtz, Franz**

**Oldenburg, 1889**

[Das Zwischenahner Meer.]

**urn:nbn:de:gbv:45:1-7913**



Das „gepriesene Naturparadies des Oldenburger“, mit diesen Worten bezeichnet Kahl gelegentlich das Zwischenahner Meer. Und in der That bildet der auf der ammerschen Geest belegene Landsee oder das Meer, wie wir in Uebereinstimmung mit dem Holländischen Sprachgebrauche sagen, einen der wenigen Punkte im Herzogthume, die sich rühmen können, von einer stiefmütterlich gesinnten Natur mit einer bescheidenen Mitgift landschaftlicher Schönheit bedacht

zu sein. So begreift sich die Werthschätzung, welche wir dem Meere und seiner Umgebung zu Theil werden lassen. An seinem Anblicke entzündet der vaterländische Poet die Flamme der Begeisterung und Schaaren von Vergnügungszüglern ergehen sich zur Sommerszeit an seinen Ufern. Es ist auch nicht anzunehmen, daß in den obigen Worten des länderkundigen Bremers nichts weiter, als ein ironischer Seitenblick auf die dem Meere oftmals gewidmete Ueberschwenglichkeit enthalten sein sollte. Dafür hatte sich der Autor trotz seiner Weltreisen zu sehr die Empfänglichkeit auch für die Eigenart der Heimath bewahrt. Selbst Derjenige, der verwöhnt durch den Reiz des Gebirges der Meinung ist, daß die niederdeutsche Ebene mit ihrem einfachen, so wenig aufdringlichen Wesen keine Beachtung verdiene, wird doch der Zwischenahner Landschaft sein Wohlwollen nicht versagen, die das belebende Element des Wassers in ihren Mittelpunkt stellt und mit den Gruppen am Lande zu freundlicher Wechselwirkung vereinigt.

Ueber dies allbekannte Meer etwas Neues sagen zu wollen, würde ein gewagtes Unternehmen sein, wenn nicht die tägliche Erfahrung lehrt, daß gerade das Zunächstliegende so manchmal der tieferen Aufmerksamkeit entgeht. Und doch wäre es unangebracht, sich hier mit dem Gesamt-Eindrucke zu begnügen und nicht bis zu den Einzelheiten der Erscheinungswelt vorzudringen. Im Wasser tummelt sich der Fisch und birgt sich das Wunderjame, welches alles Leben der Tiefe umgiebt. Am Ufer schießt die Pflanze empor und entfaltet in lustiger Geselligkeit den üppigen Character der Flora am Sumpfe. Die

Frage nach der Entstehung des Meeres bietet Gelegenheit, ein vielbestrittenes Problem aus der Bildungsgeschichte der norddeutschen Tiefebene zu streifen. Vielfache Erinnerungen aus der Localgeschichte haften in Sage und historischer Ueberlieferung an dem Umkreise des Sees.

Vielleicht gelingt es mir, alle diese Züge nochmals zu einem Gesamtbilde zu vereinen.



**A**n den schmucken Häusern auf der Höhe vor dem Haarenthore vorbei, wo sich die Residenz dem Zuge aller Städte nach Westen folgend immer weiter ausbreitet, faust der Zug, der uns dem ersehnten Ziele entgegenbringen soll. Mitten in einem Laubgehölz liegt die Station Bloh und die Weiterfahrt bietet uns reizende Durchblicke auf grüne Wiesen im Holze, um welche Eichen und Buchen sich malerisch gruppiren. Bald aber entschwindet der Wald und dem Auge eröffnet sich die weite Dede des Hochmoores, durch dessen nördlichen Ausläufer die Eisenbahn in schnurgerader Linie geführt ist. Heiß flimmert die Sonne auf der bräunlichen Fläche und ein eigenthümlicher Zauber berührt uns, wenn wir die Blicke in diese Ferne senden, die erst allmählig anfängt, durch die Arbeit fleißiger Anbauer ein verändertes Ansehen zu erhalten. Dort jene dunkle Masse am Horizonte ist der Wildenlohs-Busch, der schon in den ältesten Urkunden des Herzogthums erwähnt wird, vielleicht ein Ueberbleibsel des großen Waldes, der vor Jahrtausenden diese Gegend beherrschte, bis er unter Sturm und Unwetter zu Boden sank und von den aufwuchernden Torfmoosen bedeckt wurde, die ihre filzigen Fasern unablässig auf einander schichteten und über den Resten der umgestürzten Baumriesen das

Hochmoor zur Entstehung brachten. Jetzt stehen um den Wald die neuen Häuser der vor ungefähr 40 Jahren gegründeten Colonie Petersvehn. Ihre geraden Reihen sind von der Eisenbahn aus sichtbar. Sie bezeichnen den Schluß einer langen Entwicklung, in welcher der Mensch sich auch des hohen Moores bemächtigt, um dasselbe den Zwecken und Bedürfnissen seines Geschlechtes dienstbar zu machen.

Bald empfängt uns wieder Buchengrün und wir nähern uns der Station Zwischenahn. Noch ist wenig von dem Meere sichtbar geworden und wir eilen, von dem Bahnhof in das Dorf zu gelangen. Auf der Höhe weht es uns feucht entgegen. Wir halten ein und lassen zum erstenmale den Blick auf der Landschaft ruhen, die sich vor uns ausbreitet: eine glitzernde Wassermasse, ewig bewegt und doch immer gleich, Segelboote und kleine Dampfer auf der Fahrt von einem Punkte zum andern, stolze Villen, die sich anspruchsvoll am Lande erheben, dunkle Laubwaldungen, welche dicht an das Ufer herantreten und das friedliche Idyll von allen Seiten umgeben.

Für den ersten Besuch ist eine Wasserfahrt am besten geeignet, einen Ueberblick über die Landschaft zu gewähren. Der verwitterte Kirchturm am Ufer ist die Tagesmarke, welche die Richtung hin und zurück anzeigt. Hinter ihm liegen tief im Grünen versteckt die Häuser des Dorfes. Dort jene mächtige Tanne steht im Garten des Gutes Sihausen, hohe Pappeln bezeichneten einst die Chaussee nach Westerstede und am gegenüberliegenden Ufer das Wirthshaus zu Dreibergen, bis auch sie dem Todeskeime erlagen, der diesen Baum der napoleonischen Heerstraße

im nördlichen Deutschland decimirt. Die Neuzeit, welche aus dem stillen Plaze einen vielbesuchten Ausfluchtort gemacht hat, wird durch die breite Front des Kurhauses und durch die verschiedenen Villen angedeutet.

Von Dreibergen aus ist das Panorama am schönsten und umfassendsten. Die Einzelheiten der Landschaft jedoch erschließen sich nur dem, welcher zu Fuß dem bequemen Pfade nachwandert, der um den ganzen See herumführt. Er geleitet ihn jetzt über eine grüne Wiese, die sich sanft bis zum Ufer hinabneigt, jetzt über einen hochgelegenen Acker, dessen Aehren körnerschwer im Winde rauschen, und nun unmittelbar wieder am See durch ein Eichenwäldchen, in dessen Schatten die immergrüne Hülse üppig wuchert. Ueberall eine Mannigfaltigkeit der Scenerie, doch von der Wiese und vom Roggenfelde, durch das Gebüsch und den Wald, immer schweift das Auge am liebsten zurück auf die schimmernde Mitte mit ihrem wechselnden Farbenspiel, sei es, daß vorüberziehende Wolken ihren Schatten auf die glänzende Fläche werfen, oder der Wind sie zu leichten Wellen kräuselt, so daß der Schaum seine weißen Köpfe zu erheben anfängt. Aber wenn am Abend Stille in der Luft und auf dem Wasser eingetreten ist, so glättet sich das Meer zu einem dunklen Spiegel. Die Baumgruppen am Ufer, die Kirche und die Landhäuser werfen lange Schatten, sie scheinen über das Wasser gehoben zu sein und in der Luft zu schweben. Das ist ganz im Kleinen die auf der stärkeren Verdichtung der unteren Atmosphäre beruhende Erscheinung, die am Strande der See eine ferne Insel oder Küste wie eine Fata-Morgana am Horizonte hervorzaubert.

Der Spaziergang ist einsam, aber nicht todt. In dem Walde hämmert der Specht und ertönt im Mai das Lied der Nachtigall, die auch das Wasser liebt. Im Schilfe zwitschert ein kleiner Künstler im schlichten Gewande, der Rohrsänger, der sein Nest hoch an den Halmen des Reithes befestigt. Dicht bei ihm erhebt sich ein Reiher, schwerfällig, mit gefülltem Kropfe, steigt er auf, bis er in der Höhe den Flug nach Westen nimmt, wahrscheinlich nach dem Holze des Commendegutes Bokeloch, der nächsten von den vielen Reiher-Colonien unserer Ebene, wo sich in Gesellschaft hundert anderer auch sein Horst befindet. Eine Schaar wilder Enten steuert aus dem Dickicht des Schilfes in den See hinaus, doch sind sie so scheu, daß sie bei der geringsten Annäherung eines Menschen mit lautem Geräusche von dannen fliehen. Auch Möven sind in einiger Zahl vertreten. Früher sollen alle Tümpel und Landseen der Geest von ihnen bevölkert gewesen sein und sie auch dort genistet haben. Jetzt sind sie ganz zur Küste weggezogen, wo sie nur dann aufs Land gehen, wenn der Sturm das Fischen im aufgeregten Meer verhindert oder hohes Wasser ihre gewohnten Nahrungsplätze auf dem Watten bedeckt. Zeitweilig fliegen sie den Flüssen nach oder machen sich auf den Landseen heimisch. Wie passen diese ruhelosen Segler der Lüfte zu dem ewig bewegten Elemente, wie schön, wenn sie mit ihren langen, schmalen, sichelförmigen Flügeln in der Luftströmung sich wiegen und wenden, jetzt wie ein Pfeil herabschießen und über dem Wasser flatternd die Beute erhaschen!

Wer auf die Zustände der Landwirthschaft ein wachsameres Auge hat, kann auf seinem Marsche manches Inter-



essante einernt. Der Boden ist überall gut für den Roggenbau und nur die Wiesencultur leidet an dem eisenhaltigen Quell- oder Moorbwasser, so daß die Rasenfläche oft mit Eisenstein durchsetzt ist. Im Schatten des mit Eichen bestandenen Hofes sind die Bauernhäuser aufgerichtet, nach sächsischer Bauart, der poesievollsten aller in Deutschland herrschenden Typen, mit dem hohen Einfahrtsthore, das auf die von den Viehständen umgebene Diele führt, mit dem Heerde am Eingange des Wohnendes, der mit seiner gemüthlichen Flamme der großen Flur Licht und Wärme spendet, mit dem weiten Strohdache, das, kühl im Sommer und warm im Winter, das ganze Anwesen, Menschen und Vieh, unter seine schützenden Flügel nimmt.

Während früher der Anbau des Flachses eine große Fläche in Anspruch nahm und die Hausfrau mit ihren Mägden das Linnen nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Verkauf verfertigte, ist von den Handelsgewächsen nur noch der Hopfen übrig geblieben. Seine grüne Rebe windet sich um jene hohen Stangen, dicht behangen mit den Früchten, die bestimmt sind, dem Biere seine bittere Würze und einen guten Theil seiner berauschenden Wirkung zu geben. Vormals war der Hopfenbau auch in andern Districten des Herzogthums üblich. Er ist bei Neuenburg betrieben und in der Stadt Sever befindet sich noch ein Hoppentun oder Hopfengarten. Auch wurde dort ein Hopfenpflück-Dienstgeld aus dieser Zeit bezahlt.

Die Hopfengärten am See liegen unmittelbar an den Häusern und verlangen tiefschwarze und lockere Ackererde.

Der Boden wird in jedem Frühjahr mit Kohl bepflanzt, wobei auch die Hopfenpflanze, die den Winter überdauert, Düngung erhält. Im August öffnen sich die Blüten, die kleine unscheinbare männliche und die große doldenartige weibliche, die im innersten Grunde Drüsen enthält, welche den wirksamen Bestandtheil des Hopfens, das nar-  
kotisch schmeckende Lupulin, absondert. Im September werden die Stöcke ausgezogen und die Ranken abgestreift. Die Kätzchen müssen zu Hause abgepflückt werden. Das ist eine festliche Arbeit für Jung und Alt, bei welcher die einzelnen Familien sich einander aushelfen und die bei guter Zukost oft bis in die Nacht hinein dauert. Darauf werden die Kätzchen gedörst und im Spätherbst erscheinen die Händler, welche die fertige Waare aufkaufen, soweit nicht ein Theil für die Erzeugung des leichten obergährigen Bieres im Lande bleibt.

Der ammerländische Hopfen rühmt sich leider keiner besonderen Qualität. Es ist oft in Anregung gebracht, ihn durch Einführung fremder Setzlinge zu verbessern. Der Ertrag des gesammten Anbaues wird je nach der Güte der Ernte auf 20—50 000 kg veranschlagt und gewährt eine durchschnittliche Einnahme von 75 000 *M* jährlich.

\* \* \*

Das Meer wird von 4 Bächen gespeist und gehört zum Fluß-Systeme der Ems. Wenn wir auf der Chaussee von Oldenburg her bei Hartenstroth vorbeifahren oder mit der Eisenbahn aus dem Weener Wohlde auf das hohe Moor gelangt sind, sehen wir, wie hier die Haaren

sich noch zur Hunte wendet, bald darauf aber das Wasser westlich nach Friesland hin verläuft. Im Süden des Sees fließt das Meer durch 2 Auen ab, die durch einen hohen Ackerücken geschieden werden, an welchen das Dorf sich lehnt, so daß für das letztere der Name „Zwischen den Auen“ oder Zwischenahn entstand. Beide Auen vereinigen sich südlich bei Achwege und bilden mit anderen Zuflüssen das Godensholter Tief. Jetzt ist die Wassermenge bereits eine so große, daß kleine Seeschiffe heraufkommen können. Unterhalb Barzel bringt die Söste von Süden das Wasser aus den hohen Haiden und Möören der Aemter Cloppenburg und Friesoythe her. Noch weiter unterhalb treten die Sagter, Ems und das Aper Tief hinzu, es entsteht der Name „Veda“ für alle diese Zuflüsse von der westlichen Abdachung des Herzogthums, die sich jetzt zur Ems ergießen, in deren breiten Bette sie gemeinsam den Weg zur Mutter aller Gewässer, dem Meere, antreten, welche sie einstmals als Wolken hoch in die Luft entsendet hatte, um als fruchtbarer Regen die durstende Erde zu erquickern.

Weil die Zuflüsse unseres Sees nur gering sind und ein Rückstau von dem Fluthwasser der Ems nicht mehr stattfindet, ist sein Wasserspiegel nur zeitweiligen Aenderungen unterworfen. Der Unterschied zwischen Sommer- und Winterwasserstand beträgt ca. 5 Fuß. Der Flächeninhalt des Meeres ist 526 ha, und sein Umfang vielleicht 11 km; seine Ausdehnung ist früher unstreitig eine größere gewesen, manche Uferstrecken sind allmählig versumpft, darauf trocken gelegt und in Wiesen verwandelt. Zwischen den Sand- und Kiesrücken, die in den See hineinragen,

kann man diese anmoorigen Wiesen, die in den Einbuchtungen durch Alluvion entstanden sind, verfolgen. Dieser Anwuchs ist namentlich auf der Elmendorfer Seite, die flacher ist, als das hohe Ufer bei Zwischenahn, nicht unbedeutend. So mag vor Jahrhunderten die Sage einen thatsächlichen Hintergrund gehabt haben, daß einst weiter zurück bei Helle sich ein Hafen befand und das Meer durch die Wapel, die damals ein ziemlich großer Fluß war, mit der Jade in Verbindung stand. Damals war Leuchtenburg ein Leuchtthurm für die Seefahrer, und bei Ronnesforde oder des Königs Furth ging die große Heerstraße von Oldenburg nach Friesland über diesen Flußarm.

Noch täglich spielt sich der Vorgang ab, daß an den vor dem Wellenschlage geschützten Stellen das Geschlecht der Wasserpflanzen in den See hineindrängt, soweit nur der aufstrebende Stengel nach unten den Grund und nach oben das Licht zu erreichen vermag. Zwischen dem Wurzelgeflecht läßt sich dann der feine Sinkstoff des Wassers nieder, Moose und Schwimmkräuter fallen beim Absterben auf den Boden, andere Pflanzen schießen auf den vermodernden Resten der früheren empor, und unter dem Wasser, das den Zutritt der Luft verhindert, verfällt die ganze Masse jenem Verkohlungsproceß, welchen wir als den der Torfbildung bezeichnen. Hat der Boden sich bereits soweit erhöht, daß er nur mehr periodisch überschwemmt wird, so kommen die Ried- und Wollgräser und die Pflanzen des festen Landes. Und so rückt die Grenze des Ufers mit Hülfe der Pflanzenwelt in den See vor. Wenn nicht außergewöhnliche Umstände hinzutreten, eine plötzlich abfallende Tiefe, Sturmwind, Strö-

mungen oder das Eingreifen des Menschen, so pflegt das feste Element in diesem Jahrhunderte langen Kampfe mit dem flüssigen Sieger zu bleiben. Vielleicht ist auch dieses stolze Meer noch einmal ausersehen, das Schicksal so vieler einstmaliger Wasserflächen auf der Haide und dem Moore zu theilen und zu einem elenden Tümpel zusammenzuzurumpfen, auf welchem sich im Herbst die wilden Enten sammeln, aber keine Dampfer und Segelboote zur Lust des Städters hin- und herüberkreuzen.

Eine solche Stelle, die einer sichtbaren Verschlam-  
mung ausgesetzt ist, findet sich zwischen Dreibergen und  
der Landspitze mit dem Pavillon. Hier ist es, wo die  
Sumpfsvegetation am fröhlichsten gedeiht und eine wahre  
Musterkarte ihrer Arten von fremdländischem, fast tropi-  
schem Aussehen entfaltet. Es ist ein Paradies der  
Pflanzen-Existenz. Wo das Meer die Wiese hinanstiegt,  
erscheint die Dolde des Wasserschieflings, der seine sellerie-  
artige Wurzelknolle tief in den Schlamm steckt, der Wasser-  
ranunkel, der seine zahlreichen Geschwister auf dem Lande  
einigermaßen verleugnet, die Rohrkolbe, dessen braune,  
sammetartige Bürsten aus zahllosen Blüten zusammen-  
gesetzt sind, das Pfeilkraut, der Froschlöffel und wie sie  
alle heißen mögen, die mit ihren langen Schäften und  
reichverzweigtem Blätterwerk aus dem Wasser auftauchen.  
Anmuthig durchbrechen die ulmenblättrige Spiräa und die  
gelben Blüten der Wasseriris den grünen Kranz. In  
dichten Haufen stehen das Schilf, die Binse und der  
Schachtelhalm, welche der Landmann im Herbst mäht,  
um Streu für seinen Stall zu erhalten. Allen voran geht  
vorsichtig das Reith in den See hinein, indem es einen

langen Halm auf der Oberfläche des Wassers entlang schiebt, der bald aus jedem Knoten niederwärts neue Wurzeln in den Grund treibt, welche im nächsten Jahre selbstständig sind und wiederum frische Schößlinge seawärts senden. Am weitesten aber wagt sich die Blume, mit welcher der falsche Nix den Knaben am Ufer lockt, das holde Schwesterpaar der gelben und weißen Seerose. Aus einer Tiefe bis zu 12 Fuß treibt sie ihre Stengel empor und an ihrem Ende öffnet sich die mandelduftende Blüthe dem Lichte, und breitet das große Blatt wie eine schwimmende Insel sich aus, auf der von ihrer Luftfahrt die Libelle ruht und der metallisch glänzende Rohrkäfer in der Sonne sich spiegelt.

Damit hören die Pflanzen auf, die im Boden wurzeln, aber noch nicht das vegetabilische Leben. Wenn im Spätsommer die Strahlen der Sonne den See bis auf den Grund durchwärmt haben, rufen sie unsichtbare Keime zur Entwicklung und eine seltsame Pflanzenwelt sproßt aus dem feuchten Schooße heraus. Das Wasser ist durch eine Menge kleiner grüner Punkte getrübt. Eine Unmasse mikroskopischer Gewächse schwimmen in der sonst so klaren Fluth. Wer jetzt ein Bad nimmt, fühlt sich unangenehm berührt, wenn er die halb schmutzige Masse um seine Glieder spülen sieht. Der See „blüht“, pflegt man von dieser allen unseren Landseen gemeinsamen Erscheinung zu sagen. Das ist das Geschlecht der Algen, welches hier zum Dasein erwacht, die einfachste Form des Pflanzenbildes und doch ein Garten der zierlichsten Kräuter, die unterste Stufe dieses großen Reiches und doch eine der an Arten fruchtbarsten Familie. Sie wuchert überall im

stehenden Wasser und überzieht den Schlamm des Meeres mit dem ersten Schimmer des organischen Lebens. Sie bedeckt den Ocean auf lange Strecken in dichtem Gewirr und erfüllt seine Tiefen mit unterseeischen Wäldern.

Für die kleine Thierwelt ist das warme Wasser an den seichten Uferstellen jetzt der wahre Aufenthalt. Hundertfältig tummelt es sich, wie die Vögel und Insecten im Walde, zwischen dem Geslechte der untergetauchten Wasserpflanzen und den faulenden Blättern und Stengeln! Jetzt kommen sie alle an die Oberfläche, die als Larven auf dem dunklen Grunde lagen, um im hellen Sonnenlichte zu fliehen und zu jagen. Und jetzt haben sie einigermaßen Ruhe vor dem unruhigen Volk der Fische, welche sich matt in die tiefsten Stellen zurückziehen, wo sie Kühlung finden, oder die schattigen Plätze aufsuchen, wo aus Mangel an Licht das grüne Gewächs sich nicht entwickelt. Für diese Thiere ist die Zeit der Sommerhize und der Algenblüthe nicht die angenehmste des Jahres, wenn auch anzunehmen ist, daß sie mit der ihnen angeborenen stummen Geduld diese kurze Periode der Prüfung überdauern, zumal im Uebrigen ihre Daseinsbedingungen im Meere keine unerfreulichen sind.

Die Fischerei war früher eine Gerechtigkeit der Herren van Elmendorpe, welche sie im 14. Jahrhundert mit ihren übrigen Besitzungen an die Grafen von Oldenburg verkauften. Von diesen wurde sie den an den See grenzenden Hausleuten, den s. g. Meerleuten, gegen eine Naturalabgabe an die gräfliche Küche übertragen. Mitte vergangenen Jahrhunderts gab die damalige dänische Regierung die Fischerei denselben Anliegern in Erbpacht

und schrieb ihnen dabei zum Besten der Residenz vor, daß sie mit ihrem Fange zweimal in der Woche auf dem Markte in Oldenburg erscheinen sollten. Außerdem besaßen die adeligen Güter zu Eihausen und Kayhausen, sowie die Pfarre und Küsterei Fischereigerechtigkeit. Das Verhältniß der Erbpacht hat bis zum Jahre 1849 gedauert, wo das Staatsgrundgesetz mit allen Jagd- und Fischerei-Gerechtigkeiten auf fremdem Grund und Boden ein Ende machte. Nachdem durch einen Prozeß zwischen Staat und Erbpächtern dieses Sachverhältniß klar gelegt war, hat der erstere wiederum zur Zeitpacht gegriffen, die einen höheren Ertrag als die frühere Erbpacht augenblicklich nicht abwirft (200 *M.*), aber vielleicht die Möglichkeit gewährt, allmählig auf eine rationelle Fischcultur hinzuwirken.

Den größten Theil des Jahres sieht man die Fischerboote, auch Meerschiffe genannt, in Thätigkeit. Es sind lange Fahrzeuge ohne Kiel, am Boden fast ebenso breit wie oben, so daß sie gegen das Umschlagen geschützt sind und auch bei dem stürmischsten Wetter sich hinauswagen, trotz der vielen Stoßwinde, welche um die freien Ecken der Holzungen zeitweilig hervorbrechen.

Schon der alte Chronist Hamelmann rühmt als eine Besonderheit unseres Sees, daß jeder Monat im Jahre seinen eigenen Fisch habe. Der Kundige wird die Ursache in der verschiedenen Laichzeit der einzelnen Arten finden, während welcher sie in das seichte Wasser treten und hier am leichtesten gefangen werden. Schon die früheren Pachtecontracte kannten während der Gang- und Scharzeit eine Schonung vom 1. Mai bis zum Vitustage



(15. Juni). Als die Fischereigesetzgebung von 1879 der ungemessenen Ausübung des Fanges noch engere Grenzen ziehen wollte, in der Hunte und Weser Schonreviere errichtete, die Maschenweite der Netze bestimmte und gewisse Fangarten verbot, nahm sie sich auch dieses wichtigsten Punktes an. Außer der wöchentlichen Schonzeit von Sonnenuntergang am Sonnabend bis Sonnenuntergang am Sonntag, während welcher nur mit der Ruthe gelangt werden darf, findet eine absolute Schonzeit für die gesammte Binnenfischerei vom 10. April bis 9. Juni statt. Für das Zwischenahner Meer ist nur die eine Ausnahme bewilligt, daß in den ersten 3 Tagen jeder Woche Brejen, Stinte und Köderfische gefangen werden dürfen, welche keinen Werth besitzen, und außerdem Aale, für welche die Möglichkeit einer Vermehrung durch Schonzeiten ausgeschlossen ist, weil sie im Meere laichen.

Das hergebrachte sehr primitive Netz ist die Walke, ein offener Beutel, und unten mit einem Gewichte beschwert, so daß er auf dem Boden schleift. Die Augen der Fische sind scharf und sie sehen den Menschen gewöhnlich viel eher, als dieser selbst die Thiere bemerkt. Weil es deshalb schwer ist, scheue Fische bei Tage zu fangen, wird der Fang meistens in der Nacht ausgeübt, wobei man früher außerdem mit einer Laterne den Fisch anzulocken pflegte. Dann sieht man die Meeresschiffe vor dem Winde treiben und an jedem Ende steht ein Fischer, der die an der Seite herabhängende Walke handhabt und an dem Zucken des Netzes merkt, ob das gejagte Thier sich darin versangen hat. Daneben existirt das Zugnetz, die Wade, womit man namentlich am Ufer die Stinte



fängt. In der Neuzeit sind auch verbesserte Netzapparate zur Anwendung gebracht, besonders für den Bars das Nebenetz oder Stakgarn, aus zwei weitmaschigen starken Netzänden bestehend, zwischen denen ein engmaschiges, aus feinem Garn gesticktes Netz sehr lose befestigt ist. Der schnell gegen das Netz anschwimmende Fisch fängt sich, indem er durch eine weite Masche der Außenwand hindurch gegen das feine Netz stößt, einen Theil desselben durch die gegenüberstehende Außenwand hindurchzieht und in dem so entstehenden Beutel hängen bleibt. Mit diesem Netze kann man schilfriche ruhige Stellen, an denen die Fische sich gerne aufhalten, umstellen und sie durch Stangen in das Netz jagen.

Den Hal fängt man entweder an der s. g. Halreepe, Schnüre, an denen verschiedene Angeln befestigt sind, oder in geflochtenen Sezkörben, vorne mit weitem Eingange, hinten spitz zulaufend, in der Mitte mit einem Trichter, in welchen das Thier einfricht, aber aus dem es den Rückweg nicht findet. Diese Körbe werden am Grunde befestigt und vorne mit Köderfischen, namentlich Stinten, versehen. Je wärmer die Witterung, je besser der Fang. Am reichlichsten ist der Segen bei schwüler Gewitterluft. Auch der Fischfang mit der Wade unter dem Eise ist wohl versucht worden, hat aber ein günstiges Resultat nicht geliefert, angeblich, weil versunkene Baumstämme und die Unebenheiten des Terrains das gleichmäßige Ziehen des Netzes verhinderten. Da die Fischer seit altersher eine Art Genossenschaft bilden, hat sich auch in dem neueren Pachtcontracte die Bestimmung erhalten, nach welcher das Fischen mit größeren Zugnetzen oder Netzen von Seide

verboten ist, damit keiner vor dem anderen einen Vorsprung erlangt.

In den größten Massen sind zunächst die kleinen Arten vertreten, der Gründling, das Rothauge, der Weißfisch oder die Bleke. Sie kommen im Frühjahr zur Laichzeit schaaarenweise ans Ufer und werden hier gefangen, oder dienen den größeren Herren ihres Geschlechtes zur leckeren Speise, wofür sie sich rächen, indem sie später in dem Laich ihrer Feinde arge Verwüstungen anrichten. Als die ersten kommen schon im März, gleich nach dem Aufgange des Eises, die Schwärme der Stinte aus der Tiefe heraus und werden im niedrigen Wasser in Zugnetzen gefangen. Wenn der Wind sie in dichten Massen an das Ufer wirft, kann man sie auch mit einer Harke herausholen. Trotz seines starken Geruches ist das Fleisch als Nahrungsmittel sehr beliebt, wenn man auch den Fisch noch nicht handelsmäßig zu verwerthen versteht, wie an der Elbe, wo er geräuchert als sog. Kieler Sprott vertrieben wird. Die im Meere vorhandene Abart ist jedoch sehr klein und kommt auch nicht, wie an der Weser, von der See herauf, sondern befindet sich ständig im Meere und wird als Köderfisch das ganze Jahr hindurch gefangen.

Von den Edelfischen sind Kaulbarsch, Schleie, Karauschen und Quappen wenig vertreten, ebenso selten sind die Karpfen, aber dafür von bedeutender Größe. Tief im Grunde wühlen sie mit dem Maule und fressen die Erde mit den darin enthaltenen Thier- und Pflanzentheilen. Nur eine Stelle giebt es im See, hinter Mischhausen, wo sie zur Laichzeit spielend auf die Oberfläche

kommen und hier früher geschossen zu werden pflegten. Zahlreicher sind schon die Braxen oder Bresen, die gesellig sich auf dem pflanzenbedeckten Boden von Insecten und Würmern nähren und sich dem Fischer durch das Wühlen im Schlamme verrathen. Man unterscheidet den weißen und den braunen Bresen, letzterer an der Weser auch wohl als Wild- oder Schneiderkarpfen bekannt.

An der Spitze der Edelfische aber steht der Barsch oder Bars, der fast das ganze Jahr hindurch mit dem Netze oder der Angel gefangen wird und wegen seines weißen festen Fleisches eine große Werthschätzung genießt. Er lebt in kleinen Trupps mit Seinesgleichen und ist eines der gefräßigsten Raubthiere. Am Ufer lauert er hinter den Wasserpflanzen und wehe der kleinen Schaar von Laichfischen, die sich ihm harmlos nähert. Noch gefährlicher jedoch ist sein Kumpan, der Hecht, der Habicht des Wassers, der namentlich des Nachts sich in Bewegung setzt und mit unersättlicher Gier Fische aller Art, Frösche, selbst junge Wasservögel, Mäuse und Ratten verschlingt, deren er sich mit pfeilgeschwinder Bewegung bemächtigt. Man fängt ihn in Körben am Ufer und auf überschwemmten Wiesen, auf welche er zur Laichzeit von Februar bis April aufzusteigen pflegt. Im Sommer ist er nicht sichtbar. Er treibt tief am Grunde und beißt nicht an der Angel, weil er sonst genug Nahrung findet. Im Winter ist der Fang unter dem Eise mit der Sezangel beliebt, die auf einer langen Schnur abläuft, weil der Fisch den Köder nicht sofort frißt, sondern zunächst mit ihm fortschnellt. Da der Hecht mit der fortschreitenden Laichzeit immer buntere Farben annimmt, so wird er auch wohl

mit verschiedenen Namen belegt. Er wächst im See zu bedeutender Größe aus, Exemplare bis zu 32 Pfd. sind nicht selten. Es ist mir glaubhaft versichert, daß in der Aue ein solcher von 45 Pfd. gefangen sei, und in der Tradition der Fischer ist noch von einem alten Meer- greise die Rede, der, nachdem er allen Fährlichkeiten seiner irdischen Laufbahn glücklich entgangen war, todt bei Rostrup an das Ufer trieb und das stattliche Gewicht von 54 Pfd. repräsentirte.

Die Verbindung des Meeres mit der See gestattet einigen Fischarten den Zutritt, die man sonst in geschlossenen Landseen nicht findet. Der feinste unter ihnen, der Lachs, der im Herbst die Ems hinauf die Wanderung bis zu seinen an den Quellsbächen der Flüsse belegenen Laichplätzen antritt und bis tief in das Münsterland hinein sichtbar wird, ist einzeln auch im See beobachtet, den er durchschwimmt, um am andern Ufer den Nubach wieder aufzusteigen.

Zu diesen Wanderthieren gehört nun aber auch der allgemein bekannte und doch so räthselhafte Fisch, der neben dem Bars die Haupt-Ausbeute unseres Sees ausmacht, der Aal.

Daß er ein Raubfisch ist und namentlich auf den Laichplätzen anderer Fische sich zu unförmlicher Dicke auffriszt, stand fest und ebenso, daß er Wanderungen unternimmt, worauf sich sein Fang in den sog. Wehren gründet, Neze oder hölzerne Kasten mit Böchern, von denen sich viele in den ammerländischen Tiefen und mehrere auch beim Ausflusse der Aue befinden. Aber alles Weitere, was man aus seiner Naturgeschichte zu wissen meinte,

gehört in das Reich der Fabel. Man glaubte, daß er lebendige Zunge zur Welt bringe, und erzählte von seinen Landwanderungen, die er unternehmen sollte, um Erbsenfelder zu plündern, während er doch nur auf überschwemmten Wiesen oder Feldern den Würmern und Schnecken nachgeht und elendiglich umkommt, sobald das Wasser plötzlich sinkt und ihn auf dem Trockenen läßt.

Man unterscheidet in den Gewässern des Herzogthums gewöhnlich zwei Varietäten dieses Fisches. Die eine mit zugespitztem Maule, stahlgrau und unten silberig, ist jung schon fetter von Fleisch und wird an der Weser Pennaal genannt, die andere mit breitem Maule, graugelb und unten goldig, ist etwas magerer und heißt Mooraal. In Zwischenahn befaßt man beide Arten unter dem Namen Gangaal, so genannt, weil er wandert. Man fängt ihn namentlich in der Aue mit Körben und bereitet ihn zum Räuchern. Ihm gegenüber setzt man den Keep- oder Dickaal, an der Weser auch wohl Raubaal genannt, welcher sich ständig im See aufhält und nach der Tradition dort auch laichen soll. Er ist der ärgste Raubfisch, beißt an alles und wird daher an Angelschnüren gefangen. Sein Fleisch gilt als nicht so fein, weshalb man ihn nur zum Einkochen in Gelée verwendet. Wissenschaftlich ist diese Abart noch nicht constatirt, wir haben es vermuthlich mit einer geschlechtslosen Spielart zu thun. Merkwürdig ist, daß im Zwischenahner Meere von beiden Arten nur die kleineren Exemplare von sechs bis zehn auf ein Pfund und die größeren von 2—9 Pfund vorkommen, während die Mittelsorten fehlen.

Nachdem die anatomischen Arbeiten eines österreichischen Gelehrten zu Anfang der siebziger Jahre einiges Licht in das verschwiegene Treiben dieses seltsamen Fisches gebracht haben, ist man in den Stand gesetzt, sich im großen Ganzen ein Bild von seinem Lebensgange zu entwerfen.

Hiernach befinden sich auf dem Festlande nur die Weibchen, aber jährlich, schon früh im Jahre, und desto eher, je weiter das Ziel entfernt ist, wandern große Schwärme der älteren Jahrgänge dem Meere zu, um sich den dort befindlichen Männchen zuzugesellen und dem Laichgeschäfte obzuliegen. Die Wanderung wird ohne große Eile mit häufigen Unterbrechungen und zur Nachtzeit ausgeführt. Dunkelheit und Gewitter begünstigen sie, in hellen Nächten wandert der Aal nicht. Das weiß auch der Fischer am Zwischenahner Meere. Im November haben alle zum Laichen ziehende Weibchen das süße Wasser verlassen. Die zurückbleibenden verkriechen sich zu einer Art Winterschlaf im Schlamme. Im Meere wird der Laich auf Schlickbänken abgesetzt, und im nächsten Frühjahr zieht von der ausgeschlüpften Brut wieder ein Theil die Flüsse stromaufwärts, überklettert Schleusen, Wehre und Felsen, dringt in die kleinsten Rinnsale und gelangt bei zeitweiligem Regen auch in ganz abgeschlossene Gewässer, die niemals eine Verbindung mit Flüssen gehabt haben. Ungeheuer sind diese Aalzüge, oft mehrere Meter tief und Tausende von Metern lang. Viele Tage dauert der Vorbeizug, der auch hier vorzugsweise zur Nacht geschieht. Es ist die Zeit, wo an der Hunte die Jungen die sog. Maiaale unter den Steinen am Ufer fangen. An dem Wanderziele angekommen, wachsen die Fische rasch

heran, bis auch sie nach Jahren wieder dem Meere zustreben, um dort für die Erhaltung der Gattung zu sorgen und für den Menschen auf immer zu entschwinden.

\* \* \*

Nachdem wir den Erscheinungen des Thier- und Pflanzenlebens nachgegangen sind, drängt sich gebieterisch die Frage auf, wie ist das Meer denn selber entstanden, welches den Mittelpunkt dieser kleinen Welt bildet, was waren es für Kräfte, welche dieses Gestade erhoben, auf dem die Eiche grünt und der Hopfen blüht, welche dieses Becken gehöht, wo das Schilf am Ufer wuchert und der Fisch geheimnißvoll zieht und wandert?

Keine Anzeigen sind vorhanden, die auf eine augenfällige gewaltfame Katastrophe bei Entstehung des Meeres schließen lassen, wie etwa ein Gebirgssee entsteht, wenn ein Felsensturz den Bach im Thale aufstaut oder der eingesunkene Kegel eines erloschenen Kraters mit dem herabsickernden Wasser sich füllt. Nur die Sage ist rasch bei der Hand und sucht phantastisch zu erklären, wofür der Verstand eine alsbaldige Lösung nicht findet.

Als die Oldenburger, so erzählt sie, ihre erste Kirche bauten, war der Teufel sehr zornig und beschloß, die Stadt zu vernichten. Er griff in der Nacht bei Zwischenahn einen großen Wald aus dem Erdboden und trug ihn über das Moor, um ihn auf die Stadt auszuschütten. Als er eine Strecke weit gekommen war, krächte ein weißer Hahn. Da sprach der Teufel:

Witte Hahn witt,  
Ick acht' Di en —



und setzte seinen Weg fort. Nach einer Weile krächte ein rother Hahn, da sprach der Teufel unwillig:

Rote Hahn ro',  
Ick acht Di so no (ungern)!

und ließ einen Theil des Waldes fallen. Das ist der kleine Wildenloh. Endlich krächte ein schwarzer Hahn:

Swarte Hahn swart,  
Du treckst mi all wedder upt Hart!

schrie der Teufel verzweifelt aus und warf die übrige Last ins Moor. Das ist der große Wildenloh. Wo er aber bei Zwischenahn den Wald aus dem Erdboden gerissen hatte, entstand das Zwischenahner Meer.

Am Ende wird jedoch auch diese Anekdote vom Teufel einen richtigen Kern enthalten, wenn wir an Stelle des bösen Geistes eine starke Naturgewalt setzen, und da das Meer in seinem friedlichen Aeußern uns eine solche nicht verräth, so sind wir genöthigt, auf diejenige Zeit unserer Erdgeschichte zurückzugehen, in welcher überhaupt die norddeutsche Tiefebene ihre jetzige Gestalt empfing.

Es ist zu Beginn derjenigen Epoche, die man mit dem Namen des Diluviums bezeichnet, indem man von der bisher nicht erwiesenen Vorstellung einer ungeheueren Ueberschwemmung, einer Sintflut, ausging, von der die Bibel und die Ueberlieferungen anderer Völker erzählen. Damals war das ganze nördliche Deutschland, Holland, Dänemark und ein großer Theil von Rußland unter einer mächtigen Eismasse begraben. Von den Gebirgen Scandinaviens ausgehend überbrückte sie die Nord- und Ostsee, floß westlich mit der den größeren Theil von England bedeckenden Eisschicht zusammen und reichte südlich fast

den Gletschern die Hand, die von den Alpen aus sich weit über die niedere Schweiz und über die bayerische und schwäbische Hochebene erstreckten.

Es ist die sogenannte Eiszeit der Erde. Mit den Gletschern aber kamen zugleich große Steine, Blöcke und Geröll vom Norden herunter, welche das vorwärts drängende Eis von den Felsgehängen losgebröckelt hatte und die es jetzt auf seinem Rücken zum Thale trug. Wallartig häufen sich diese Schuttmassen, die Moräne des Gletschers, zu beiden Seiten desselben auf oder sammeln sich auf seinem Grunde, so daß man den Gang der Glacialerscheinung noch jetzt mit Hülfe dieser Ueberbleibsel verfolgen kann. Wenn das in Bewegung begriffene Eis über die Abhänge der Gebirge sich langsam vorwärts schob, so rißte das mitgeführte Steingeschiebe auf dem Untergrunde Furchen und Schrammen ein, die noch heute an den isolirten Felsparthieen Norddeutschlands erkennbar sind und uns zum untrüglichen Zeugnisse für den uralten Gletscher dienen. Als das Eis bei dem allmählichen Steigen der Temperatur zusammenschmolz und der gegenwärtige Zustand der Erdoberfläche sich vorbereitete, sank die den Gletscher begleitende Moräne zu Boden. Die groben Felsblöcke bildeten jene Findlingssteine unserer Haide, während das kleinere Geröll, gerieben und polirt, zu Sand gemalmt oder mannigfach zersezt sich zu Thon-, Lehm- oder Kieselagen verband, welche auf der Oberkrume aufgelagert sind, oder, von anderen Sandmassen überschlagen, bis zum unteren Urboden hinabsteigen.

Hunderte von Jahrtausenden hatte die Eiszeit gedauert, unterbrochen durch wärmere Perioden, in welchen

Thiere und Pflanzen aufs Neue nach dem Norden zogen und Alles wieder aufathmete, was noch nicht erstorben war. Ebenso allmählig, wie er herabgekommen und keineswegs mit einer plötzlich hereinbrechenden Temperaturkatastrophe verbunden, begann in Folge veränderter klimatischer Einwirkung der Gletscher sich zurückzuziehen und um die Pole sich zu concentriren, deren Ländermassen noch jetzt das lebendige Bild einer völligen Vereisung gewähren, wie damals der größte Theil des deutschen Tieflandes.

Diese Zeit des abschmelzenden Eises ist für uns die wichtigste des großartigen Phänomens, weil sie die hydro- und orographischen Verhältnisse unserer Ebene bestimmt hat. Ihr heutiges Flußnetz und die Configuration ihrer Höhenzüge ist die unmittelbare Folge einer vorherigen Bedeckung durch Inlands-Eis und einer Einwirkung gewaltiger Wassermassen, wie sie nur durch das Aufthauen des Eises frei geworden sein konnten.

Als die zu hohen Bergen aufgethürmten Gletscher zu schmelzen begannen, trugen die ablaufenden Wasser zunächst die feinsten Theile der Grundmoräne die Ebene hinunter, und so entstanden vor dem Nordrande des mitteldeutschen Gebirges jene fruchtbaren Lehmgelände, die noch heute ein Hauptsitz des Ackerbaues sind. Als dann die Schmelzwasser wuchsen und sich einen Abfluß suchten, gruben sie die tiefen Thäler ein, welche jetzt die großen Flüsse beherbergen, oder sie liefen den Rinnen nach, welche sich beim Zerklüften des mürbe gewordenen Eises gebildet hatten. Das Material an Schutt und Geröll, welches zu Seiten des Gletschers sich angehäuft hatte, sank zu

Boden und bildete Anhöhen und kleine Berge, zwischen denen die Reste des Schmelzwassers und die atmosphärischen Niederschläge sich zu Landseen sammelte. So entstand die Preussische, Mecklenburgische und Holsteinische Hügel- und Seen-Platte, die ziemlich genau die Endmoräne des großen Gletschers der Vorzeit bezeichnet.

Von dem baltischen Landrücken nach Westen verflacht sich die Ebene. Wir finden nicht mehr die langgestreckten Bodenanschwellungen, noch solche Seengebiete, und wenn es richtig ist, daß diese in dem Wege der ehemaligen Gletscher liegen, so hat in der gleichen Himmelsrichtung auch die Größe und Mächtigkeit des Eises abgenommen. Seine Spuren treten nach und nach zurück, aber sie sind nichtsdestoweniger vorhanden. Die hohen Haiden sind noch überschüttet von den Steinmassen, die durch ihre Schrammen und abgeschliffenen Flächen die Abstammung aus der Grundmoräne des großen Gletschers verrathen, und jene unbekanntenen Ahnen, welche diese Blöcke um ihre Opferplätze zu langen Reihen schichteten oder unterirdische Grabkammern aus ihnen wölbten, waren ebensowenig darüber unterrichtet, daß sie mit Fremdlingen aus dem südlichen Schweden hantirten, als der spätere Bauer, der mit ihnen die Mauer um sein Gehöft auführte oder das starke Fundament seiner Kirche erbaute. In dem Steinkohlengebirge des nahe gelegenen Piesberges sind auch jene anderen Schrammen entdeckt, welche das Geschiebe der Grundmoräne in dem weicheren Untergrundgestein einrißte, als es auf diesem mit dem Eise fortbewegt wurde. Dieselbe Verbindung zwischen Berg und See, welche die Hügelrücken im Osten als ächte Moränen-Landschaften

charakterisirt, findet sich nochmals zwischen dem Steinhuder Meere und den Rehburger Bergen, und den gleichen Typus tragen am weitesten nördlich die Berge bei Lemförde und Damme, die in ihren fahlen Kuppen das Steingeröll der Eiszeit offen zu Tage treten lassen und zwischen sich mit ihrem Abfallwasser den Dämmer auswaschen, in dem die Rennthierknochen in Menge gefunden sind.

Und so wird es nahe liegen, auch für unser Meer den Ursprung aus jener in weite, weite Ferne gerückten Zeit in Anspruch zu nehmen, in welcher Eismassen die norddeutsche Ebene in ein weißes Todtengewand hüllten und bei ihrem Scheiden den aus ihrer scandinavischen Heimath südwärts getragenen Schutt gleichsam als Zeichen der Erinnerung zurückließen. Die Stärke des Phänomens war nach dieser Richtung hin bereits abgeschwächt, so daß der Schuttfall und die erodirende Wirkung des Schmelzwassers hier nicht mehr die gleiche Wirkung äußerten wie weiter ostwärts. Von der letzten Bodenerhebung bei Damme bis zur See verläuft das Diluvial-Plateau flach und flacher, bis es am Rande der Geest von Delmenhorst bis Sever mit einem steilen Abbruchsufer zur Marsch hinabfällt, an dessen Bildung vielleicht die Kraft der Brandung Theil genommen hat. Zahlreiche Torfmoore, welche sich zwischen die Hügelketten einschieben, und Dünenbildungen, welche den jetzigen schmalen Silberfaden der Flüsse begleiten, weisen auf den einstigen größeren Wasserreichtum der Ebene hin. Wo auf der ammerschen Geest Sand- und Kieshügel die tiefste Einsenkung umschlossen, sammelte sich das von dem hohen Lande bei Wiefelstede und Garnholt herabkommende Wasser, welches durch einen

breiten vorgelagerten Wall an dem weiteren Abflusse nach Süden gehindert war, so daß es sich erst selbst einen solchen durch zwei enge Wege dorthin bahnen mußte. So entstand das Zwischenahner Meer und zugleich war seine Tiefe eine so große, daß sich eine Vegetation auf seinem Grunde nur spärlich entwickelte und es vor dem Schicksal so vieler Genossen aus der Eiszeit verschont blieb, die dem Vermoderungsproceß der Torfmoose zum Opfer fielen.

\* \* \*

Wie im 15. Jahrhundert die Ureinwohner der neuen Welt den spanischen Conquistadoren und in der Gegenwart die Neger Afrikas den europäischen Forschern, so traten unsere Vorfahren an der Grenze Galliens den Römern entgegen, und für die Stämme, welche den Norden bewohnten, beginnt die Geschichte sogar noch viele Jahrhunderte später mit der gewaltsamen Einführung des Christenthums durch Karl den Großen und seine Nachfolger.

Und auch jetzt noch verhüllt tiefes Schweigen das hochgelegene, mit Heiden und Wäldern bedeckte Plateau, welches sich zwischen der Hunte und Sade und dem Hochmoore im Westen ausdehnte und in den alten Urkunden der Ammerigau genannt wird. Wenig war die Gegend bebaut. An den offenen Stellen, wo der Wald gerodet war, hatten die Vornehmern des Volkes ihre aus Holz gezimmerten Höfe, mit Wall und Graben gegen plötzlichen Ueberfall gesichert, und rings herum die Lehmhäuser der unfreien Hinterlassen. In den Wäldern fanden Heerden von Schweinen, die der Sauhirt mit seinem Hunde gegen

Bären und Wölfe beschützte, reichliche Eichelmast, und auf der Wiese beim Hause weideten Kinder und, die Füße an Leinen gekoppelt, die Rosse, von jeher der Stolz und die Freude des sächsischen Landwirths. Erst 1057 bringt der mächtige Kirchenfürst Adalbert zu Bremen das erste Licht in diese einsame Gegend durch die Gründung der Kirche zu Wieselstede, welcher 50 Jahre später die der Tochterkirchen zu Zwischenahn und Westerstede nachfolgte. Und um die Wende desselben Jahrhunderts tritt zum erstenmale ein adeliges Geschlecht in die Geschichte hinein, dessen Herren sich vermöge ihres Güterbesitzes schon früh den Weg zum Amte des obersten Gerichtsherrn und Heerführers gebahnt hatten, welches sie jetzt als Grafen des Kaisers in dieser Landschaft verwalteten.

In der Mitte des Gaues lag das Zwischenahner oder das Elmendorfer Meer, wie es in den ältesten Zeiten hieß. Die zahlreichen Namen adeliger Familien in seiner Umgebung deuten darauf hin, daß es einstmals auch ein politischer Sammelpunkt der Volksgenossen gewesen war. Ein Angehöriger jenes Geschlechtes, der erste sichere Stammvater des Oldenburgischen Hauses, der zu Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts in den Urkunden erwähnt wird, der Graf Elimar I., hat auf dem Ammerlande an der sächsischen und friesischen Grenze seinen Sitz gehabt, und von seinem Sohne Elimar II. ist es bezeugt, daß er ein Haus in Zwischenahn oder Dwischena bewohnte. Seine Tochter Beatrice hatte er dem Friedrich von Anvorden vermählt, der auf der gegenüberliegenden Seite zu Elmendorpe saß. Sie starb gottgegeben nach einer kurzen Ehe und wurde vor dem

Altare des h. Martinus im Kloster zu Rastede beigesezt. Ihren Mann aber, der bisher in Turnieren und ritterlichen Spielen sein Leben zugebracht hatte, betrübte ihr Tod dermaßen, daß er den Pilgerstab ergriff und sein Leben auf einer Wallfahrt nach dem h. Lande bußfertig beschloß.

Zu derselben Zeit ist es auch, daß vom Kloster Rastede aus, das in den engsten Beziehungen zu der gräflichen Familie stand, die christlichen Bekehrer eifriger in diesen Gau vordrangen und die hölzernen Thürme der neubauten Kirchen über dem Wasser und dem Walde aufzuragen begannen. Längst schon waren die großen Geschlechter dem neuen Glauben gewonnen, aber die Masse des Volkes lag noch tief in dem Banne der heidnischen Vorstellungen und Gebräuche. Der edle Bischof Siwardus, der von den wilden Stämmen aus Schweden vertrieben und vom Kloster Rastede aufgenommen war, hat seinen Namen mit der christlichen Mission in dieser Gegend verknüpft. Er weihte die Capelle, welche Graf Elmar II. bei seiner Burg errichtet hatte, und sodann um das Jahr 1134 zu Ehren des h. Bartholomäus die hölzerne Capelle der am anderen Ufer bei Elmendorpe ansässigen Herren. Beide Capellen waren der Parochialkirche zu Wieselstede untergeben. Um der christlichen Gemeinde zu größerer Selbstständigkeit zu verhelfen, gründete sodann vermuthlich Graf Elmar II. die Kirche zu Zwischenahn, welche Siwardus dem Andenken Johannes des Täufers weihte.

Noch andere Familien waren neben dem Grafen am Meere ansässig, theils seine Dienstleute, theils freie Adelige.



Es kam die Zeit, wo der Stand der gemeinen Freien zu verschwinden anfang und der niedere Adel den Dienst im Heerbanne und die Vorrechte des Grundbesitzes an sich riß. Rauh waren die Sitten und in das fromme Werk des Siwardus, der auf den Burgen die Capellen weihte und um die neue Dorfkirche am See andächtige Christleute zu schaaren meinte, klingt die schrille Kunde von einem Brudermorde, der alle Mitlebenden mit Entsetzen erfüllte und von den Rasteder Chronisten uns überliefert wird, weil in dem schließlichen Ausgange die sühnende Gewalt der Kirche triumphirte.

Zwei Brüder waren aus Rüstingen wegen Uebermuth und verschiedentlicher Unthat vertrieben und hatten sich am Meere niedergelassen, der eine zu Zwischena auf einem Schlosse mitten im Wasser, der andere zu Elmendorpe, wo damals das Meer bis an den Hof Helle floß und eine Anfahrt der Schiffe war. Ihren Namen und Stamm hat die Sage uns nicht gemeldet. Sie veruneinigten sich und der, welcher zu Elmendorpe wohnte, erschlug seinen Bruder auf einer Wiese am Meere, welche die Ketewisch hieß, weil das Keith am Ufer stand. Der Erzbischof Friedrich zu Bremen indessen that den Brudermörder in den Bann und verjagte ihn aus seinem Vaterlande, bis er mit verdienter Strafe den Frevel gesühnt und Gott und der Kirche sich gebessert hatte. Die Anverwandten auf beiden Seiten veränderten Wappen und Schild und sagten sich los von dem Todtschläger. Wie die Einen erzählen, soll er in der Herrschaft Behta geistlich geworden sein; wie Andre wissen wollen, hat er nach vollbrachter Kirchenbuße sich an der Weser bei Weihe

eine Wohnung erbaut. Aber an dem Orte, wo der Mord begangen war, setzte man ein Kreuz und nannte ihn von da an die Kreuzwiese.

Wer um den See wandert, sieht auf der Höhe bei Kayhausen, wo jetzt die Brauerei steht, links vom Wege die Wiese am Wasser liegen. Alte Leute wollen sich noch erinnern, daß dort ein steinernes Kreuz bis in unsere Tage gestanden und das Andenken der blutigen Sage verewigt habe.

Die Nachfolger Eclimar's II. müssen bald verzogen sein. Die Grafen erscheinen jetzt auf der günstiger belegenen Burg am Zusammenflusse der Hunte und Haaren, welche die Oldenburg hieß und nach deren Namen sie nachweislich zum erstenmale im Jahre 1155 benannt werden. Ihr Güterbesitz am Meere wurde zersplittert oder der Obhut von Gefolgsleuten überlassen. Wiederum tauchen andere Namen auf, die Herren von Twischena, Kayhausen, Wschwede, Wehlau, Specken und andere, deren einstige Sitze zum Theil noch auf den jetzigen Bauernstellen erkennbar sind.

Kriegerisch war die Zeit und jeder mußte sehen, wie er sein Eigen gegen feindliche Begehrlichkeit sicherte. Im Jahre 1475 erschienen die Bremer im Ammerlande, äscherten Höfe und Dörfer ein, brandschatzten das Kloster Rastede und zogen sich dann über Moorriem zurück, wo sie von den nachziehenden Oldenburgern bei Paradies jene Niederlage erlitten, die unter dem Namen der Bremer Taufe noch lange im Gedächtnisse des Volkes fortlebte. Namentlich aber wogten die Kämpfe der Grafen mit den friesischen Häuptlingen Jahrhunderte lang auf diesem

Grenzgebiete hin und her. Dann erschollen die Sturmglocken von den Kirchen, das Aufgebot ging durch das Land und die gräflichen Meier und Junker mit ihren Hinterlassen brachen auf, um sich dem Heerbanne anzuschließen. Und welche Heldenthaten weiß der Rasteder Mönch von diesen ammerländischen Bauern zu erzählen, als 1457 nach Lätare die Friesen wiederum 5000 Mann und darüber stark in das Land einbrachen, die Dörfer Westerstede, Linswege und andere abbrannten und voll Triumph und prahlerischen Sauchzens dahierzogen! Sie hatten an die 1800 Schützen bei sich und glaubten leichten Gewinn zu haben, weil die Grafen Gerhard und Moriz in fernem Kriegszügen abwesend waren. Da stellten sich ihnen die Bauern entgegen, und zwischen Mansingen und Fiekenholt geschah die Schlacht, wo sie von den Friesen und ihren Spießgesellen an die 200 erschlugen und an die 300 gefangen nahmen, so daß der Rest sich mit Hinterlassung der Rüstungen, der Schilde und Armbrüste zur Flucht wandte. Damals hat ein Bauer einen ganzen Heuwagen voll Spieße, 112 an der Zahl, gehabt. Bei diesem Reißausspielen der Friesen sind ihrer mehrere ohnmächtig geworden und haben bei Alpen auf dem Wege gelegen, wo man sie auffing und nach Oldenburg brachte. Und Niemand kann erzählen, was sich Alles in diesem glorreichen Kampfe zugetragen hat.

Die Bauern wußten wohl, was für sie auf dem Spiele stand, und daß sie es waren, welche die Fehdelust der Herren an ihrem Vieh und ihren Früchten entgalten. Kein Wunder, daß auch der Einzelne gegen die harte Plünderung sich zu schützen suchte. So entstanden auf

den größeren Höfen eine Art von Befestigung, Blockhäuser oder Burgfrieden, aus starken Eichenpfosten, mit Lehm bedeckt und mit Schießcharten versehen. Kamen dann fremde Reiter die Straße hinauf oder zeigte sich verdächtiges Gefindel im Walde, so rettete sich der Bauer mit seinen Kostbarkeiten hinter diese Burgwehren und verschloß die Thüre. Gegen den ersten Ueberfall war er gesichert, zu einer Belagerung oder gewaltsamen Erstürmung hatten die kundschastenden Schaaren keine Zeit, oder der Bedrohte konnte sich wenigstens so lange halten, bis die Hülfe von dem Dorfe oder der nahen Burg eingetroffen war.

Eine ähnliche Befestigung oder eine Burg lag im See nördlich der Kirche. In trockenen Sommern, wenn das Wasser zurückgetreten war, hat man dort Steine und Pfähle bemerkt, die einen Damm bildeten, den nach und nach die Wellen zerstörten. Wem diese Burg oder dieser Thurm gehört hat, ist nicht mehr zu ergründen. Vielleicht waren es die sonst unbekanntenen Herren von Twischena, die in einzelnen Urkunden erwähnt werden, vielleicht war es das Haus jenes im Bruderkampfe Erschlagenen.

Das begütertste Geschlecht war im 14. Jahrhundert das der Herren van Elmendorpe gewesen. Sie besaßen die Burg am Seeufer mit der Kapelle des hl. Bartholomäus, mit dem Holze und allem Lande, mit dem Meierhofs, dem jetzigen Meiershausen, welcher den Mittelpunkt der ausgebreiteten Wirthschaft bildete und wohin die Pflchtigen das Zinskorn, die Rauchhühner und das Bestvieh liefern mußten. Ihnen gehörte das Garnholz und zwei Häuser zu Edinchusen, dem jetzigen Eihausen. Sie besaßen das Fischereirecht auf dem Meere und in

den Bächen lagen die Wehre, wo der braune und weiße Mal gefangen wurde. Sie hatten den Zehnten zu Kostdorpe, der vielleicht ursprünglich zur Unterhaltung der Kapelle bestimmt war, und hielten das Gericht zu Tusghenan und Edewechte mit dem Rechte auf alle Dienste und Leistungen, die mit der Verpflichtung, vor Gericht zu stehen, verbunden waren. Andre Besitzungen lagen in der Nähe der Stadt Behta, und eine günstige Gelegenheit, dort von dem Grafen Heinrich von Nienbrokhusen das Haus Füchtel zu erwerben, gab vielleicht den Anlaß, daß sie mit dessen Verwandten, dem Grafen von Oldenburg, wegen Uebernahme ihrer Güter am Zwischenahner Meere in Verhandlung trat. Am Michaelisabend, den 28. September 1331, übertrug Diederik van Elmendorpe unter Zustimmung seiner Frau Eljabe und seiner Söhne Otto und Hermann die sämtlichen ammerländischen Besitzungen mit Ausnahme des Lehnrechtes an zwei Häusern zu Edinchusen an die Grafen Johann, Conrad und Moriz von Oldenburg. Er erbaute sich zu Füchtel eine neue Burg, die über 500 Jahre in der Familie blieb, bis sie in der neuesten Zeit auf eine weibliche Seitenlinie überging.

Die Stammburg der Herren van Elmendorpe zerfiel oder wurde abgebrochen. Ihre Trümmer bildeten große Haufen unmittelbar am Ufer, über welche man jetzt Erde zu kleinen Hügeln aufschüttete, von denen eine malerische Aussicht über den See sich darbot. Sie wurden später die Dreiberge genannt und sind bis jetzt im Besitze der Krone geblieben. Es ist zu vermuthen, daß auf dem Platze des mittleren Hügel ursprünglich die Burg stand,

während die beiden anderen Ueberbleibsel von Wällen sind. Bei einer Ausgrabung zu Anfang dieses Jahrhunderts fand man dort Pfahlreihen, Trümmer einer Zugbrücke, Bausteine und Dachziegel, ein eisernes Gehänge und steinerne Schleuderkugeln. Die hölzerne Kapelle aber, welche Siwardus dem St. Bartholomäus weihte, lag nördlich abseits an der Straße, wo man die Reste ihres Fundaments glaubt gefunden zu haben. Im Jahre 1360, alsbald nach dem Besitzantritte der Oldenburgischen Grafen, wurde sie abgebrochen und ihr Holzwerk erhielt bei dem Anbaue an der Zwischenahner Kirche Verwendung. Nichts mehr erinnert an sie, als die ehrwürdige Linde im Garten des Krongutes, unter deren weitausgebreittem Astwerk der Sommergast so gerne weilt, ohne zu ahnen, daß hier einst der Kirchhof war, der das alte Gotteshaus des schwedischen Bischofs schützend umgab.

Und jetzt herrscht Ruhe um den See und in seinen Wäldern und nichts mehr verlautet von Brudermord, von feindlichem Ueberfall und kriegerischer Rüstung. Eine andre Zeit ist heraufgekommen und mildere Denkart übt ein neues Geschlecht. Die kleinen Adelligen, die am Meere ihre Sitze hatten, waren meistens verarmt. Der eine oder andere Sprößling hatte das ritterliche Leben noch aufrecht erhalten, indem er Kriegsdienste nahm oder in den Hofstaat des Grafen trat. Der Grunderbe, der auf dem schmalen väterlichen Gute sich recht und schlecht durch die Zeit schlug, war zum Bauern herabgesunken, von dem er sich in seiner Lebensart wenig unterschied. Er saß mit seinen Nachbarn im Wirthshause und prügelte sich gelegentlich mit ihnen, wenn er auch den vornehmeren

Platz am Fenster einzunehmen pflegte, während die Bauern mit ihren Zinnkrügen um den Herd hockten. Seine Wohnung war mit Zaun und Graben umgeben, und falls er noch dazu einen Thurm hatte, so mochte er das Anwesen stolz seine Burg nennen, obgleich sich solche Befestigungen auch auf Bauernhöfen befanden. Ein Geschlecht nach dem andern verschwindet und nur von wenigen hat sich der Gutsname oder ein Rest von Befestigungen auf den Bauerhöfen erhalten.

Eine merkwürdige Episode unterbricht im 17. Jahrhundert noch einmal die Stille. Es ist die Geschichte des Gesundbrunnens zu Helle, der mit vielem Geräusche ins Leben tritt, dann eben so rasch wieder verschwindet, um zu Ende des letzten und zum Beginn des jetzigen Jahrhunderts noch einmal sein Spiel zu beginnen.

Es war zur Sommerzeit des Jahres 1619, als nach dem Berichte des Chronisten Winkelmann durch Gottes, des Allerhöchsten, Segen und unermessliche Güte ein wunderbarer Heilbrunnen in dieser Grafschaft entsprang. Er lag bei Helle am Zwischenahner Meere, an der offenen Heerstraße, die von Oldenburg nach der ammerländischen Schutzveste Apen führte, und unfern des Gasthauses, welches der Graf bei Blexhausen dem reisenden Manne zum Besten errichtet hatte. Bald verbreitete sich der Ruf von der Heilkraft des Wassers. Nicht nur die Einheimischen, sondern auch auswärtige vornehme Leute kamen in Masse. Die merkwürdigste der Kuren war die eines zehnjährigen Knaben vom Hofe Eckwarden in Butjadingen, welcher seit der zwölften Woche seines Alters durch einen plötzlichen Schrecken vom Schlage derartig gerührt worden war,

daß er bis auf diese Zeit weder reden noch hören konnte. Der Gebrauch des Brunnens verhalf ihm jedoch zum Gehör, worauf er auch das Sprechen lernte. Zum mehreren Zeugnisse wurde er von seinen Eltern nach Oldenburg geschickt und dem Grafen, seinem Kanzler und den Räten vorgestellt. Anton Günther beauftragte seinen Hof- und Stadtprediger Gerhard Sprangenus, in einer Predigt dem Allerhöchsten für seine Gnade zu danken und allen christlichen Unterthanen in Erinnerung zu bringen, wie dieser herrliche Brunnen allerhand Kranke, Blinde, Aussätige, Wassersüchtige, Sichtbrüchige und Sonstige, die mit dem Haarwurm und Erbgrind behaftet gewesen, zu großer Verwunderung in kurzer Zeit gesund gemacht hätte, wenn sie nur die Kur in Gebet, Geduld und Glauben recht abwarten wollten. Zu einer anderen Zeit ließ der Graf selbst 200 arme breßhafte Leute daselbst sehr reichlich speisen und unterhalten.

Der Ursprung der wirkenden Kraft des Wassers, welches klar und durchsichtig und von etwas süßlichem Geschmacke war, ist nicht ergründet. Winckelmann meint, daß die von den Kräften des himmlischen Gestirns angehauchten zarten Dünste der Luft in die Poren der Erde dringen, dort sich dem Mineral anschließen oder in starke Tropfen Wassers verwandeln. Weil aber solche himmlische Einflüsse nach Abwechslung des Gestirns gar leicht sich ändern, so kann es auch kommen, daß solche Brunnen allmählig ihre Kraft verlieren. Als der Chronist im Jahre 1644 durch die Grafschaft nach den Niederlanden reiste, sah er noch bei dem Heilbrunnen die Krücken und Stecken stehen, welche die Lahmen und Krüppel nach



wiedererlangten geraden Gliedern dort zum Gedächtniß zurückgelassen hatten, und die Vorüberreisenden pflegten noch abzusteißen, um von dem Wasser zu trinken. Auch war daselbst für die Mildthätigkeit der Kurgäste ein Armenblock errichtet, aus dessen Erträgnissen arme Kranke unterhalten und bei der Kirchenvisitation im Jahre 1620 ein Kapital von 100 Thln. der Schule zu Zwischenahn und von 150 Thln. derjenigen zu Elmendorf zugelegt werden konnten. Allein mit der Zeit hatte der Brunnen seine heilsame Wirkung verloren und gerieth in Vergessenheit.

Noch einmal erwachte sein Ruf zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als überhaupt das Brunnentrinken in Mode kam und in der Stadt Oldenburg die vornehme Gesellschaft im Baumhose beim Schlosse oder im Eversten Holze beim Trinken des Pyromonter oder sonstigen Wassers sich erging. Auch der Gebrauch des Heller Wassers wurde jetzt für allerhand Krankheiten und Zufälle wiederum angepriesen. Aus entfernten Orten wurde es geholt und schon fanden sich abermals Kranke ein, um die Kur an der Quelle zu gebrauchen. Der Leibmedicus Gramberg, der auf einer Reise den Ort besuchte, fand den Brunnen an der Poststraße in dem Garten des Rätlners Gerhard Meyer in der Born. Er war durch eine alte hölzerne Tonne eingefast und enthielt nur 4 Fuß Wasser, weil Tags vorher ein Einwohner aus Sade ein ganzes Faß voll entnommen hatte. Die von Gramberg mitgebrachten Proben wurden von den Oldenburgischen Apothekern untersucht, die jedoch nichts fanden, was den Brunnen von anderem Wasser unterschieden hätte, als etwas Vitriolsäure und Kalkerde.

Nichtsdestoweniger dauerte der Spuk noch einige Zeit fort. Im Jahre 1823 erwarb die Landesherrschaft die Röterei zur Erbauung einer Försterwohnung und auf Drängen der Bewohner beschloß sie, den Brunnen amtlich untersuchen zu lassen. Man vermochte jedoch die Quelle nicht wieder aufzufinden. Angeblich hatte sie ein früherer Bewohner, der zum Verlassen des Hauses genöthigt gewesen war, aus Bosheit gegen seine Nachfolger verstopft, dem er die mit dem Brunnen verbundenen Vortheile nicht gönnte.

\* \* \*

Das Kirchdorf am andern Ufer kann sich keiner ähnlichen Vergangenheit rühmen, wie sein schönes Gegenüber. Hier verrathen keine Erdhaufen den einstigen Sitz eines adeligen Geschlechtes und keine Wunderquelle war der Magnet, der die Gebrechlichen des Landes mit der trügerischen Aussicht auf Genesung an sich zog. In stiller Ländlichkeit verflossen ihm die Tage. Wenn die Arbeit gethan war, versammelten sich die Honoratioren um den offenen Heerd des Wirthshauses und die Ereignisse, die das enge Dorf so gut als die Großstadt bewegen, gaben den Stoff zu einer Unterhaltung, von der man sich erzählt, daß sie nur durch eine zeitweilige Bewegung der Köpfe gegen das Feuer hin unterbrochen wurde, woraus der Name „Feuerspeiender Club“ für diese Art der Geselligkeit entstand. Ab und zu ließ sich schon ein Fremder, ein Bremer oder ein Holländischer Pensionair in dem freundlichen Orte nieder. Als die Chaussee nach Ostfriesland den Verkehr erleichterte, hub zugleich mit dem

erwachenden Sinne für landschaftliche Schönheit der Zulauf aus der Residenz an. Dann standen an Sonn- und Festtagen die Wagenburgen vor dem Gasthose und in dem Garten am Meere promenirte die städtische Gesellschaft. Noch mehr veränderte sich der Character des Ortes, als die Eisenbahn ihre Massenbeförderung einrichtete und auf dem ruhigen See kleine Dampfschiffe eine geräuschvolle Thätigkeit begannen. Und dann schlug die Gründerfluth der 70er Jahre auch hierher ihre Wellen, und der Grundbesitzer träumte von den Schätzen, die ihm seine Wiese oder das Holz am See als Villenterrain für reiche Hansestädter bringen sollte.

In der That erhielt das Dorf allmählig ein modernes halbstädtisches Ansehen. Gewerbliche Anlagen entstanden, das Kurhaus wurde gebaut, um das Fundament für diese neue Entwicklung zu einem Badeorte zu bilden, die indessen aus Mangel an specifischen Heilkräften nicht über das Niveau einer Sommerfrische hinaus gelangte.

Solche Tage des Volksandranges sind nicht geeignet für den beschaulichen Genuß der Landschaft. Wer ergründen will, was sie in ihrem einfachen Gewande an Geheimnissen des organischen Lebens und geschichtlichen Erinnerungen birgt, der muß an einem Tage der Woche kommen, wo er einsam mit seinen Gedanken um das Meer wandert und in seiner Phantasie alles Gegenwärtige und Vergangene zu lebendigem Bilde zusammenfügt. Schön ist die Frühlingszeit, wenn man vorsichtig einen Tag wählt, an welchem nicht der leidige Moorrauch seine schwehlenden Massen auf den See wälzt, noch schöner der Spätsommer, wenn die herbstliche Färbung ihren Duft

über Feld und Wald zu lagern beginnt, am schönsten nach einem schwülen Tage die laue Nacht, um in jenem tiefbäuchigen Gefäße die Bestandtheile eines edlen Trankes zu mischen und unter Gesprächen, socratischer Weisheit voll, den Gang der Stunden gefällig zu täuschen. Dann ruht das Meer wie im Schlummer und nichts verräth das geheime Leben der Tiefe, als das leise Flüstern, das aus dem Rohre klingt, und das Glickern der Wellen, über welche der Mond in silbernen Furchen zieht.





## Inhalt:

Fahrt nach Elsfleth. — Einschiffung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Wels im Jahre 1809. — Der Weserzoll. — Die Theilnahme der Stedinger an der Bremer Schifffahrt. — Entstehen des Schiffsbaues und der Rhederei am linken Weserufer. — Schicksale der Elsflether Rhederei. — Die Marschlandschaft. — Die Weidewirthschaft. — Dürre und Mäuseplage. — Aelteste Zustände des Landes um das Jahr 1000. — Die Stedinger Colonisation. — Die Stedinger Kriege. — Von Elsfleth nach Brake. — Kohlbau und Fischerei. — Der Mooriemer Canal. — Die Stadt Brake. — Frühere Schifffahrtsverhältnisse auf der Weser. — Brake im Kampfe mit Bremerhafen. — Schluß.

